

Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein e.V.

(570.) Protokoll über die Arbeitssitzung am 05. Mai 2017

Anwesend: **Andermann**, Prof. Dr. Kurt, Blankenloch; **Balharek**, Christa, Karlsruhe; **Brunner**, Dr. Isolde, Karlsruhe; **Guhl**, Anton F., Karlsruhe; **Gutjahr**, Rainer, Karlsruhe; **Holz**, Stefan, Heidelberg; **Krimm**, Prof. Dr. Konrad, Karlsruhe; **Krüger**, Prof. Dr. Jürgen, Karlsruhe; **Laubscher**, Gerhard, Heidelberg; **Matz**, Prof. Dr. Klaus-Jürgen, Karlsruhe; **Munz**, Catharina, Karlsruhe; **Rödel**, Christa, Karlsruhe; **Rödel**, Prof. Dr. Volker, Karlsruhe; **Roellecke**, Elga, Karlsruhe; **Schwarzmaier**, Prof. Dr. Hansmartin, Karlsruhe.

Vortrag von Prof. Dr. Folker Reichert

über

Tod und Verklärung. Das Professorengrab als biographisches Zeugnis

Alles, was ist, endet, und mitten im Leben sind wir vom Tod umfassen. Beides ist nicht zu bestreiten. Trotzdem spricht man nicht gerne darüber. Und wenn man davon spricht, dann gibt es Regeln und Rücksichten, die die genauere Beschäftigung mit dem Tod geradezu ausschließen – *de mortuis nihil nisi bene*. Von den charakterlichen Schwächen des Toten will man ebenso wenig wissen wie von seinem elenden Sterben. Beides erscheint in einem milderen Licht, wenn sich die Konvention der Erinnerung bemächtigt.

Schon im Gedenken der Überlebenden beginnt also ein Prozess, den man als „Verklärung“ bezeichnen kann, nicht im christlichen und auch nicht im philosophischen Sinn (Søren Kierkegaard, Friedrich Nietzsche), eher so, wie Richard Strauss sie sich vorstellte, doch dem Wortsinn zufolge ganz schlicht als eine Verherrlichung *post mortem*. Jeder Sterbliche hat einen Anspruch darauf, doch manche mehr als die anderen. In der alten deutschen Universität waren es die (ordentlichen) Professoren, denen „Verklärung“ gleich mehrfach zuteil wurde: regelmäßig durch Nachrufe, oft durch die Publikation nachgelassener Schriften und die Pflege des Nachlasses, zuweilen durch eine Gedenkschrift, fast immer in Gestalt eines pompösen, anspruchsvollen oder wenigstens charakteristischen Grabmals. Davon ist im Folgenden die Rede.

Es soll gezeigt werden, wie viel und welches Licht auf ein Leben in der Wissenschaft fällt, wenn man es vom Ende her betrachtet. Die fünf gewählten Beispiele decken kein Feld ab und sind auch nicht weit gestreut, sondern eng miteinander verbunden: Erstens handelt es sich um deutsche Historiker, einmal um den Mitbegründer einer affinen Disziplin (dass ein gewisser Schwerpunkt auf dem Mittelalter liegt, sei dem Verfasser verziehen). Zweitens starben sie alle in einem Zeitraum von gut 30 Jahren (1915-1947). Sie gehörten also nicht der gleichen Generation, aber derselben Epoche an und hatten die gleiche Lebenswelt vor Augen, freilich in einem Raum (dem Deutschen Reich), der von dramatischen Wechselfällen heimgesucht wurde. Drittens kannten sich fast alle persönlich. Ihre Lebensgeschichten gehen chronologisch und sachlich ineinander über. Mit einem gewissen Recht kann man sogar sagen: Die eine ergab sich aus der anderen, und alle zusammen stehen sie für Entwicklungen in ihrem Berufsstand.

Die Untersuchung geht von folgender Beobachtung aus: In den vergangenen zwei Jahrzehnten sind zahlreiche Biographien von Historikern deutscher Sprache entstanden, keineswegs zur Verklärung der jeweiligen Person, sondern das Fach insgesamt legt sich Rechenschaft von seiner Geschichte und den damit verbundenen Verstrickungen ab. Ein Ende ist nicht abzusehen. Behandelt werden Sozialisation und Vernetzung, die Entstehung von Büchern und deren Bindung an die Zeit, Schulbildung und Einfluss, die Bedingungen des Erfolgs und die Gründe des Scheiterns. Die Tode, die gestorben wurden, sind dagegen in aller Regel nur knapp und dezent kommentiert. Man könnte sogar den Eindruck gewinnen, dass ein Fortleben über den Tod hinaus suggeriert, also Verklärung initiiert wird. Die Grabmäler bleiben meistens ganz außer Betracht. Das kann nicht sein. Denn weder die Ursachen noch die Umstände des Todes sind zufällig, sondern ergeben sich aus den Umständen des Lebens und sind den Zeitverhältnissen geschuldet. Und das Grabmal stellt eine der frühesten, von Material und Intention her sogar die dauerhafteste Aussage über den Verstorbenen dar. Es leitet sein Nachleben ein. Wie der Tod zum Leben so gehört der Grabstein zur Biographie.

Karl Lamprecht (1856-1915)

Karl Lamprecht wollte nicht in Leipzig begraben sein. Ein Vierteljahrhundert hatte er an der Universität geforscht und gelehrt. Vor allem als Wissenschaftsorganisator hatte er Großes geleistet. Das von ihm gegründete „Institut für Kultur- und Universalgeschichte“ blieb – allen Wechselfällen zum Trotz – bis 1992 bestehen. Doch gleichzeitig hatte er sich mit allen Kollegen am Historischen Seminar überworfen, und auch in der Philosophischen Fakultät besaß er mehr Feinde als Freunde. Er galt als „Spezialkollege“, dem man besser aus dem Weg ging, als „rotes Tuch“ für die Majorität. Über die von ihm angeregten Dissertationen und Habilitationsschriften

wurde ebenso erbittert gestritten wie über seine eigenen Werke in der historischen Zunft. Sein Versuch, die Kulturgeschichte als eigenständige Fachrichtung zu begründen, wurde von der etablierten, an der Geschichte der Staaten und großen Männer orientierten Historie heftig bekämpft und am Ende erfolgreich zurückgewiesen. Erst recht sein Vorschlag, den historischen Epochen bestimmte „seelische Gesamtzustände“ (Symbolismus, Typismus, Konventionalismus, Individualismus, Subjektivismus, Reizsamkeit) zuzuschreiben, rief die Gegner auf den Plan. Der sog. Methodenstreit (oder auch Lamprecht-Streit, 1893-1899) wurde mit bis dahin ungekannter Schärfe, im Ton „polemisch und persönlich diffamierend“ geführt. Lamprechts Lebenswerk, eine 16- bzw. (mit den Ergänzungsbänden) 19-bändige „Deutsche Geschichte“, wurde vom allgemeinen Publikum begierig aufgenommen, sodass er als der seinerzeit bekannteste deutsche Historiker gelten kann; doch in der Fachwissenschaft blieb er geächteter Außenseiter bis zu seinem Tod.

Karl Lamprecht starb mit 59 Jahren. Sicher hatte er über Jahre hinweg Raubbau an seinen Kräften getrieben und sich in Streitigkeiten verzehrt. Sein ganzer Lebensstil war nicht gesund. Warnungen von Freunden schlug er in den Wind. Als im August 1914 der Große Krieg ausbrach, wollte er nicht beiseite stehen, sondern wie andere Professoren zur „geistigen Mobilmachung“ etwas beitragen. Erst im Februar 1915 – nach mehreren anstrengenden öffentlichen Auftritten – ließ er sich für das folgende Sommersemester an der Universität beurlauben, auch aus gesundheitlichen Gründen. Doch wenig später erreichte ihn die Einladung zu einer Reise an die Westfront, nach Nordfrankreich und Belgien. Damit konnte er gegenüber anderen einen Vorsprung gewinnen. Lamprecht ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen. Auch diese Reise war angefüllt mit vielfältigen Aktivitäten und Strapazen.

Am Ende, in Brüssel, brach Lamprecht zusammen. Sein früherer Zögling, jetzt Major in der 2. Armee und verantwortlich für die Einladung, traf ihn im Zug auf der Heimreise: „Erschreckt über sein angegriffenes Aussehen und die Mattigkeit, die man von ihm, dem Sprudelnden, Überquellenden nie gekannt, rieth ich ihm zu wiederholten Malen dringend ernstlich um die Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit bemüht zu sein. Als wir uns verabschiedeten, konnte ich das bedrückende, traurige Gefühl nicht bannen: ‚Du siehst ihn nicht wieder!‘“ Vielleicht war ein Magengeschwür aufgebrochen und hatte dann eine allgemeine Sepsis hervorgerufen. Doch bedenkt man den sechswöchigen Krankheitsverlauf und frühe Symptome wie die völlige Unfähigkeit, Treppen zu steigen, dann liegt es näher, an eine Herzinsuffizienz zu denken. In jedem Fall hatte er sich übernommen und im Hochgefühl seiner Bedeutung die Grenzen seiner Kräfte nicht bedacht. Eine Behandlung in der Universitätsklinik

hatte keinen Erfolg. Der Patient wusste um seinen Zustand. Sein letztes Schreiben verstand er als die „Worte ... eines Mannes, der sich auf eine andere Welt als die unsere einrichten muss“. Am 10. Mai 1915 starb Karl Lamprecht in Leipzig. Bei mehreren Trauerfeiern wurde seiner Verdienste gedacht. In der Universitätskapelle spielten Mitglieder des Gewandhaus-Orchesters unter Arthur Nikisch den Trauermarsch aus Beethovens „Eroica“, die Thomaner sangen Choräle. Beethoven hatte der Verstorbene als den größten Komponisten verehrt, die „Eroica“ soll er sich auf dem Sterbebett gewünscht haben. Man konnte sie aber auch als Anspielung auf Lamprechts heldenhaften Kampf gegen seine Widersacher und sein eigenes heroisches Selbstbild verstehen. Alle Anwesenden wussten, welche Anfeindungen er hatte hinnehmen müssen und wie streitbar er selbst war. Noch über den Tod hinaus blieb er eine Reizfigur, an der die Geister sich schieden.

Selbst die Gedenkreden und Nachrufe, eigentlich kein Ort für kritische Einwände, geben davon einen Eindruck. Lob und Tadel folgen dicht aufeinander. Sogar diejenigen, die Lamprecht nahe gestanden hatten, mussten zugeben, dass er im Detail gefehlt und seinen Gegnern „manche Blöße“ geboten habe, dass er philosophische, begriffliche und theoretische Probleme unterschätzt und sich in immer neue Projekte gestürzt habe, „deren viele nicht zur Reife gedeihen konnten“, dass er „stets ein Werdender“, „nie ein Fertiger“, „rasch wechselnd in seinen Anschauungen“ gewesen sei und „seine Gedanken nicht überall ausgereift, seine sprachlichen Formulierungen nicht klar und durchsichtig genug“ erschienen. Im Streit des Tages habe er sich zu Äußerungen hinreißen lassen, die „die Ruhe und Abgeklärtheit der Beweisführung vermissen“ ließen, „welche die Schwierigkeit des Gegenstandes erheischt hätte“. Demgegenüber standen Lamprechts Verdienste: sein kraftvolles Engagement auf so vielen Feldern, „unendliche Schaffensfreude“, internationale Ausstrahlung, die Lesbarkeit seiner Bücher, auch seine organisatorische Leistung. Dadurch wurde das Bild Karl Lamprechts als eines genialen Historikers, eines rastlosen Forschers und des „bedeutendsten Anregers“ im allgemeinen Bewusstsein befestigt.

Denn eines fällt auf: Vor allem in Zeitungen und allgemeinbildenden Zeitschriften wurde des Toten gedacht. Die historische Fachwissenschaft hielt sich merklich zurück. Man hatte sich daran gewöhnt, den Leipziger Kontrahenten totzuschweigen, seine Vorschläge und Anregungen zu ignorieren – so auch sein Ableben. Hier gab es eine Anzeige, dort eine Notiz. Nur wenige Fachgenossen kondolierten. Ausgerechnet in der „Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“, die ihn einstmals heftig bekämpft hatte, erschien eine distanzierte Würdigung der Stärken und Schwächen, der Verdienste und Provokationen, und Gustav Schmoller hatte die Größe, verschiedene Standpunkte (die des Generalisten und des

Spezialisten, der Jungen und der Alten) gegeneinander abzuwägen und auch Lamprechts universalgeschichtlichen Bestrebungen Gerechtigkeit zuteil werden zu lassen. Walter Goetz dagegen, sein Nachfolger auf dem Leipziger Lehrstuhl und in der Institutsleitung, ließ es sich nicht nehmen, seinen Vorgänger als „enthusiastisch und herrisch“, „ganz ausschließlich in seinem System“ lebend zu charakterisieren.

Eine erstaunlich offenherzige und gleichzeitig im Ton konziliante Stellungnahme gab Friedrich Meinecke ab, seines Zeichens Herausgeber der „Historischen Zeitschrift“ und im Methodenstreit ein entschiedener Gegner: Er würdigte die Persönlichkeit und die Einflüsse, die von ihr ausgingen, auch wenn sie „für uns alle zum Problem“, „zum verheerenden Wildbache“ geworden seien. Den Versuch, „naturwissenschaftliche Methoden auf die Geschichte zu übertragen“, hielt Meinecke für gescheitert, die „Theorie der sechs Kulturzeitalter“ für verfehlt. Über die Wirkung der „Kollektivkräfte in der Geschichte“ und die Synthetisierung der Einzelforschung „zu allgemeiner und universaler Anschauung“ müsse man reden, doch nicht nach den „Rezepten“ Karl Lamprechts, den er als „Irrlehrer“ ablehnte und nur als „unersetzliche Individualität großen Stiles“ gelten lassen wollte. Auch an ihm möge sich „schließlich das Wort erfüllen ..., daß starke Irrtümer auf die Dauer fruchtbarer sind als kleine Wahrheiten“. Deutlicher konnte man die Distanz der Fachwissenschaft zu ihrem vielleicht prominentesten Vertreter gar nicht ausdrücken.

Doch zurück zu Trauerfeier und Begräbnis. Am Tag nach dem Akt in der Universitätskirche wurde Lamprecht auf dem idyllischen Waldfriedhof in Schulpforta begraben. Der Geistliche las Texte, die Lamprecht selbst ausgesucht hatte. Der Rektor der Universität gab Frühlingsblumen und Lorbeerreisern in das Grab, beides mit symbolischer Bedeutung. Kollegen aus dem Historischen Seminar nahmen nicht teil. Das hatte sich Lamprecht verboten. Nur seine akademischen Schüler kamen zu Wort. Schließlich zog ein Sturm auf und heftiger Regen ging nieder. Man erinnerte sich an Lamprechts einmal geäußerten Wunsch: „Im Sturm will ich begraben sein.“ So gesehen, muss es eine stimmungsvolle und stimmige Veranstaltung gewesen sein.

Die Grabstelle hatte Lamprecht schon vor Jahren ausgesucht. Auf demselben Friedhof wie Erich Brandenburg und Gerhard Seeliger, seine Kollegen und Kontrahenten am Historischen Seminar, begraben zu liegen, muss ihm ein unerträglicher Gedanke gewesen sein. Den Grabstein sollte kein Geringerer als Max Klinger gestalten. Lamprecht bat ihn darum. Beide waren befreundet, und Klinger hatte schon eine bedeutende Bronzestatue des Gelehrten angefertigt. Noch Jahre später erinnerte er sich an die „unverlierbaren“ Tage, da Lamprecht ihm Modell saß. Doch den Grabstein lieferte er nicht, und wir wissen auch nicht, wie er aussehen

sollte. Stattdessen wurde Felix Georg Pfeifer (1871-1945) beauftragt, kein Künstler von Klingers Format, aber sowohl als Medailleur als auch mit Skulpturen und Reliefs, Bildnisbüsten und Grabsteinen hatte er sich in Leipzig und über Leipzig hinaus einen Namen gemacht.

Die Federführung lag bei den Hinterbliebenen, namentlich bei den Töchtern Marianne und Else, die sich auch sonst um das Andenken ihres Vaters sorgten. Sie bemühten sich, nachgelassene Schriften noch zum Druck zu bringen, vor allem den Reisebericht von der Westfront, aber auch die „Kindheitserinnerungen“ sowie die „Rektoratserinnerungen“, für deren Veröffentlichung Lamprecht selbst testamentarisch den Bearbeiter bestimmt hatte. Für ein Lebensbild sollte ein Autor gewonnen werden. Manches davon zerschlug sich. Aber die imposante Gestaltung des Grabsteins (Abb. @) ist in diesem Zusammenhang zu sehen. Er ist mannshoch und überragt alle anderen Grabmäler auf dem kleinen, beschaulichen Friedhof. Die Vorderseite zeigt in antikisierender Manier die halbplastische Wiedergabe eines nackten Mannes (sicher des Verstorbenen) mit einem schalenförmigen Gegenstand in der Rechten, dahinter einen in einen Peplos gekleideten, weiblichen Schutzengel, der den als Jüngling Wiederauferstandenen in die andere Welt geleitet. Mit ausgestrecktem Arm umfasst er den Toten. Die freie Linke weist nach oben und prophezeit ihm ein Weiterleben im Himmel.

Die Schmalseiten sind ebenfalls mit je einer figürlichen Darstellung geschmückt. Die Rückseite (Abb. @) dagegen nimmt – stark verwittert und stellenweise eher zu ertasten als zu lesen – ein Text ein, der den Beruf und die Aufgaben des Historikers zum Gegenstand hat:

„Der Historiker muss / der Vergangenheit / Gegenwart einhauchen / können gleich Ezechiel / d[em] Propheten: er schrei- / tet durch ein Gefilde / voller Totengebeine, / aber hinter ihm rauscht / erwachendes Leben.“

Es handelt sich dabei um das fünfte von fünfzig „Paralipomena der Deutschen Geschichte“, fünfzig pointierte Bemerkungen, die Lamprecht zum Abschluss der 19-bändigen „Deutschen Geschichte“ im Wiener Buch- und Kunstverlag Hugo Heller und zwar in dessen Broschürenreihe „Das Wissen für Alle“ publiziert hatte, um dem allgemeinen Publikum die Überlegenheit der von ihm vertretenen „neueren“, „evolutionistischen“ Geschichtsschreibung vor der ereignisgeschichtlich orientierten „älteren“ einzuschärfen. Es steht dort zwischen Aphorismen zu Wahrheit, Verallgemeinerung und künstlerischer Begabung, zu Synthese, Methode und Weltanschauung. Es kann also herausgehobene Bedeutung für sich beanspruchen. Es enthält die Versicherung, dass Lamprechts Art der geschichtlichen Darstellung vor allen Widersachern und Kritikern den Sieg davontragen werde, weil sie und nur sie dem Beruf des Historikers entspreche. Denn dieser müsse wie Hesekiel (37,1-14) die Toten zum Leben erwecken. Ein durch nichts zu erschütterndes Selbstbewusstsein kommt dabei zum Ausdruck.

Ob Lamprecht den Aphorismus als eine Form finaler Selbstrechtfertigung für sein Grabmal ausgesucht hat oder ob seine Nachfahren in seinem Sinn zu handeln glaubten, wissen wir nicht. In jedem Fall wirkt das Monument vor allem deshalb so hochambitioniert, weil es das Lebenswerk des Toten mitsamt seinen wissenschaftlichen Fehden, die wütenden Angriffe auf ihn und sein eigenes trotziges Beharren, ultimativ und jeden Widerspruch verbietend reflektiert.

Max Weber (1864-1920)

Max Weber kannte Karl Lamprecht zunächst aus dessen Schriften. Sein Urteil war vernichtend. Zwar teilte er dessen Absicht, die Geschichts- und Gesellschaftswissenschaften auf eine konkretere Grundlage zu stellen. Aber alles, was dieser dazu schrieb, hielt er für dilettantisch, für begrifflich und methodisch ungenügend, für im Ansatz verfehlt – kurz: ein „einziges Blödsinn“. Schuld daran sei „Lamprechts krasse philosophische Unbildung“. Hielt Weber sich öffentlich noch einigermaßen zurück und ließ sein Opfer in „Fußnoten und Nebenbemerkungen“ einen langsamen Tod sterben, so nahm er im brieflichen Verkehr – Dritten gegenüber – kein Blatt vor den Mund. Was sich an Tauglichem in Lamprechts Schriften finde, das habe er woanders gefunden, „Lesefrüchte“, nichts weiter. Aber „Alles – ohne alle Ausnahme – was auf seine Rechnung kommt, ist Geschwätz ohne jeglichen wissenschaftlichen Werth“. Lamprecht habe sich „von einem *hervorragend* verdienstvollen Spezialforscher [in seinem mehrbändigen Werk „Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter“ von 1885/86, F. R.] zu einem unehrlichen Feuilletonisten“ entwickelt, zu einem „Schwindler und Charlatan schlimmster Sorte“, der es vor allem verstehe, „skrupellose Reklame“ für sich und seine Bücher zu machen. Er vergewaltige die Tatsachen und habe nicht einmal ein schlechtes Gewissen dabei, „nicht die rudimentärsten Reste“ davon. Was immer er tue, das tue er „schludrig“.

Weber wusste, von wem er so sprach. Er vertrat zwar ein anderes Fach, zuerst Finanzwissenschaft und Nationalökonomie, später auch Gesellschaftswissenschaft, also Soziologie; aber er zählte die Geschichte zu den ihm „nächstliegenden Disziplinen“ und argumentierte immer historisch, und da – umgekehrt – Lamprecht der Geschichtswissenschaft ein wirtschafts- und sozialgeschichtliches Fundament geben wollte, überschritten sich die Arbeitsgebiete erheblich. Auch kannte man sich persönlich recht gut: Beide gehörten 1904 zu den geladenen Gästen des Congress of Arts and Science in St. Louis und verbrachten ein paar Tage miteinander. Beider Vorträge fanden zur selben Zeit in verschiedenen Hörsälen statt. Doch Verlauf und Ergebnisse der Reise hätten kaum unterschiedlicher sein können: Lamprecht ließ sich von seinen Gastgebern hofieren, bestand auf seinem Rang als deutscher Professor, heimste ein Ehrendoktorat ein und schrieb einen Reisebericht von bestenfalls

impressionistischem Charakter. Weber dagegen dehnte seinen Aufenthalt aus, reiste kreuz und quer durch die Vereinigten Staaten, um die dortigen Verhältnisse genauer zu studieren, und ließ seine Recherchen in ein Jahrhundertwerk einmünden: „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“. Es ist kein Zufall, dass Webers schärfste Urteile über Karl Lamprecht kurz nach der amerikanischen Reise entstanden.

An der überlegenen Bedeutung Max Webers besteht aus heutiger Sicht kein Zweifel. Doch seinerzeit galt Lamprecht als der größere Mann, in der deutschen Öffentlichkeit wie in den Vereinigten Staaten. Weber hatte – noch nicht vierzigjährig – aufgrund einer psychischen Erkrankung seinen Heidelberger Lehrstuhl aufgegeben und sah sich über Jahre hinweg zu keiner geistigen Arbeit mehr fähig. Als er allmählich wieder in die Wissenschaft hineinfand, bohrte er (wie er es nicht nur von Politikern verlangt haben soll) „harte Bretter“. Doch keines dieser Werke wurde je fertig, alles blieb Fragment. Am Weltkrieg, den er so „groß und wunderbar“ fand, konnte er nur als Disziplinaroffizier der Heidelberger Reservelazarette teilnehmen, und seine Versuche, auf die deutsche Politik Einfluss zu nehmen, schlugen weitgehend fehl. Für das Amt des Reichskanzlers oder gar des Reichspräsidenten hielt ihn seine Frau für geeignet, sonst aber nicht viele. Gegen Ende seines Lebens soll er bekannt haben, von der „Realität der Dinge“ nichts zu verstehen: „Tod nicht, Geburt nicht, Krieg nicht, Macht nicht“ – keine Familie, kein Dienst mit der Waffe, kein politisches Amt, kein Lehramt, das Werk ein Torso. In jeder Hinsicht musste er sich als gescheitert betrachten.

Webers früher Tod nahm ihm die Möglichkeit, wenigstens sein wissenschaftliches Werk zu vollenden. Am 14. Juni 1920 starb er im Alter von nur 56 Jahren in München. Zu spät wurde eine tiefsitzende Lungenentzündung diagnostiziert. Möglicherweise war sie eine Folge der Spanischen Grippe, die seit 1918 in Europa grassierte. Sicher spielten auch die Entbehrungen der Kriegsjahre eine Rolle. Man betrachte nur das Erscheinungsbild des Heidelberger Reserveoffiziers im Jahr 1914 mit dem des hageren Propheten von 1917. Späte, wenn nicht letzte Worte sind überliefert (u. a. „Das Wahre ist die Wahrheit“), ebenso die dramatischen Umstände seines Sterbens: „Blitze überzucken das erlassende Haupt“. Ob alles genau so stattgefunden hat, muss man sich fragen. Es hat Züge einer weltlichen Kontrafaktur und sollte zur posthumen Mythenbildung beitragen. Eine andere, für alle Beteiligten extrem peinliche Szene, in der Webers Verhältnis zu zwei Frauen kulminierte, ging nicht in die Hagiographie ein. Seit der Stunde seines Todes war Webers Witwe Marianne sorgsam bemüht, ein glanzvolles und ungetrübtes Bild des Verstorbenen für die Nachwelt zu bewahren.

Die große Zahl der geradezu hymnischen Nachrufe, die in den verschiedensten Organen publiziert wurden, genügte ihr offenbar nicht. Die einmal geäußerte Erwartung, sein Werk

werde „von selber nicht untergehen“, sondern von der Wissenschaft „unsterblich“ gemacht, mochte sie nicht teilen. Schließlich lagen seine wichtigsten Schriften nur in Form verstreut publizierter Aufsätze und unfertiger Manuskripte, als ein „riesige[r] Torso“, vor. Und wie sollte die Nachwelt von seiner „dämonischen Persönlichkeit“ und „unerbittlichen Wahrheitsliebe“, von „rücksichtslosem Bekennermut“ und „Gerechtigkeitsgefühl“, von „umstürzendem Zorn“ und „Charisma“, von „Führerkraft“ und „asketischer Strenge“, von „Kämpfertum“ und „lebendiger Mannigfaltigkeit“ einen Begriff erhalten, wenn seine Briefe unpubliziert blieben? Marianne Weber entschloss sich also, hinterlassene Fragmente zum Druck zu bringen und aus den privaten Briefen ein „Lebensbild“ ihres Mannes zu komponieren. Allen Kondolenten teilte sie mit, dass sie „die Verantwortung für sein Werk“ zu übernehmen gedenke. Diese „hohe Aufgabe“ wollte sie niemand anderem gönnen. Webers Schreibtisch sei nun ihr „Altar, die von ihm geweihte Stätte“. Alles, was er berührt habe, besitze „Reliquienwert“. Sie stellte sich in den Dienst des Verstorbenen und erhob damit Anspruch auf sein geistiges Erbe.

Das schloss auch die Sorge für das Totengedenken ein. Marianne Weber legte sie umfassend, ja exzessiv aus. Als Max Webers sterbliche Reste in einer nach ihren Wünschen gestalteten Zeremonie auf dem Münchener Ostfriedhof eingeäschert wurden, hielt sie selbst eine von mehreren Reden. Schon damit überschritt sie Grenzen der Konvention, und als sie dann nicht nur die Persönlichkeit und die Geistesgröße ihres Mannes pries, sondern auch seine „Liebeskraft“, wofür sie seine anwesende ehemalige Geliebte Else Jaffé zur Zeugin aufrief, da waren sicher nicht wenige Zuhörer peinlich berührt. Das gehörte sich nicht, und man musste Marianne schon gut kennen, um ihr Verhalten zu verstehen. Im folgenden Jahr, 1921, kehrte sie nach Heidelberg zurück und nahm die Urne mit sich, um die Asche in einem eigens zu diesem Zweck gestalteten Grabmonument (Abb. @) bestatten zu lassen. Über dessen Herstellung sind wir durch zehn Schreiben an den Bildhauer Arnold Rickert ziemlich genau unterrichtet. Von der biographischen oder auch kunsthistorischen Forschung wurden sie bisher überhaupt nicht beachtet.

Marianne kannte den Künstler seit Langem. Arnold Rickert (1889-1974) war der Sohn des Philosophen Heinrich Rickert und seiner Frau Sophie, einer talentierten Bildhauerin. Die Ehepaare hatten sich angefreundet, als sie zur gleichen Zeit in Freiburg lebten, und blieben einander verbunden. 1916 wurde Heinrich Rickert nach Heidelberg berufen und wohnte mit seiner Familie in der Scheffelstraße, also bei Webers um die Ecke. Marianne schätzte Sophie Rickert als „opferbereites Frauenherz“, das an der Kunst wie an ihrer Familie hing, und betrachtete sie als enge Vertraute. Den Sohn redete sie in allen Briefen mit seinem Vornamen an.

Drei verschiedene Typen kamen für das Grabmal auf dem Heidelberger Bergfriedhof infrage:

- ein Altar, auf den oder in den die Urne postiert werden konnte;
- ein figürliches Monument;
- eine Stele mit Aschenkiste darauf.

Mina Tobler, Max Webers erste Geliebte, votierte für den Altar. Der Künstler scheint die figürliche Lösung favorisiert zu haben. Doch die Auftraggeberin entschied sich für die Stele. Bei der Auswahl der Inschrift dachte sie zunächst an einen Spruch, der ihrem Mann zur Hochzeit gewidmet wurde und den er mit seinem Leben verwirklicht habe: „Dem Geist sei/war nichts zu groß, der Güte nichts zu klein.“ Dann ließ sie sich Folgendes einfallen: „Helfer den Bedrängten, Held im Kampf und Leid, Herrscher im Reich des Geistes, Großes Herz voll Glut und Menschlichkeit.“ Für sich selbst reservierte sie einen Platz „zu seinen Füßen“ (denn da gehöre sie hin) und das (wie meistens falsch gebrauchte) Paulus-Zitat: „Die Liebe höret nimmer auf“ (1. Kor. 13,8); oder etwas origineller, aber ähnlich unpassend nach Oscar Wildes „Salome“: „Die Geheimnisse der Liebe sind größer als die Geheimnisse des Todes“. Doch da nichts „die Fülle dieses großen Mannes“ ausdrücken könne, konnte sie sich auch vorstellen, ganz auf einen Spruch zu verzichten und es bei den Namen und den Lebensdaten zu belassen. Das Grabmal sollte nämlich so „groß und schlicht werden, wie dieser Mann war“. Ornament war vorgesehen, doch Marianne verbat sich das Kreuz. Ihr Mann hatte zwar „tiefste Pietät für das Christentum, aber er nahm seine Forderungen zu ernst, um sich selbst noch ‚Christ‘ zu nennen“. Bekanntlich hatte er sich einmal als „religiös absolut ‚unmusikalisch‘“ bezeichnet. Am Ende entschied die Witwe, dass auf der einen Schmalseite der Stele eine Zeile aus den Schlussversen von Goethes „Faust II“ („Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis“) stehen solle, auf der anderen ein leicht abgewandeltes Zitat aus Shakespeares „Hamlet“ („Wir finden nimmer seinesgleichen“). Letzteres hatte Else Jaffé sich ausgedacht. Alle drei Frauen um Max Weber waren also an der Gestaltung des Grabmals beteiligt. Wieviel Schlichtheit sich in den Inschriften verbirgt, steht dahin. Carl Neumann, dem Verstorbenen freundschaftlich verbunden, fand gerade das letzte Zitat „geschmacklos und größenwahnsinnig“. Die Deutung, dass man es auf jeden Grabstein schreiben könne, weil ja jeder Mensch unverwechselbar sei, hat ihn nicht überzeugt – der Satz sei von Marianne nicht so bescheiden gemeint. Wahrscheinlich hatte er recht.

Als das Monument endlich stand und man die Metallkassette mit der „teure[n] Asche“ in die Steinkiste einbetoniert hatte (Angst vor Metalldieben trieb die Witwe um), da war sie rundum zufrieden. Die Zeremonie fand sie gelungen, das Grabmal vornehm und schlicht, die Stätte idyllisch. Bis heute gehört sie zu den stimmungsvollsten Plätzen auf einem

„einzigschönen“ Friedhof. Dass man das Grab von allen Seiten gut sieht, nahm Marianne Weber für „ein Symbol des übermenschlich Großen in dem, dessen Asche er birgt“. Sie sprach auch lieber von einem Denkmal als von einem Grabmal. Mühe und Kosten (5000.- Mark für den Künstler, 2200.- Mark für Fracht, Aufstellung usw.) scheute sie nicht. Denn der Bedeutung ihres Mannes wollte sie damit dauerhaft und sichtbar Ausdruck verleihen. Das ist ihr gelungen. Gleichzeitig gab sie bei Arnold Rickert eine Porträtbüste in Auftrag und versorgte ihn eifrig mit Informationen und Photographien. Zeitweilig erwog sie, davon einen Bronzeabguss anfertigen und diesen auch noch an der Grabstätte aufstellen zu lassen. Das aber unterblieb; denn das Ergebnis gefiel ihr nicht – glücklicherweise, möchte man sagen.

Karl Hampe (1869-1936)

Karl Hampe, Sohn eines Bremer Buchhändlers, Musterschüler und zum Bildungsbürger erzogen, studierte zwei Semester an der kleineren, der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität. Dort hörte er den jungen Extraordinarius Karl Lamprecht in seinen Vorlesungen und war – wie so viele Studenten – von dessen „temperamentvolle[r], vorwärtsdrängende[r] Art“ fasziniert. Noch Jahrzehnte später konnte er sich daran erinnern. Doch als Doktorand, Privatdozent und früh nach Heidelberg berufener Professor geriet er in ein anderes Fahrwasser und stand mit Lamprechts Gegnern (Friedrich Meinecke, Walter Goetz) in freundschaftlicher Verbindung. Wir wissen nicht, wie er auf Lamprechts Auftritte beim Heidelberger Historikertag 1903 reagierte. Doch wenn er bis dahin noch keine Anschauung von der fachlichen Isolation des Leipziger Kulturhistorikers hatte, so besaß er nun eine. Dort stritt man (heftiger, als der Kongressbericht erkennen lässt) über Methodenfragen, die Rolle der Wirtschaftsgeschichte, Kulturstufen und das Bild Karls des Großen. Ein „äußerst temperamentvoller“ Karl Lamprecht nahm viel Redezeit in Anspruch und sah sich als sicheren Sieger, seinen Standpunkt als „unbestreitbar“ überlegen. Die alten Gräben brachen auf. Hampe suchte nur noch einmal den Kontakt, nämlich im Großen Krieg, als es um Belgien ging – bezeichnenderweise mit einer *Captatio benevolentiae*, die an die „Bonner Semester“ anknüpft. Als Mitherausgeber des „Archivs für Kulturgeschichte“ gehörte er zu denjenigen, die die Kulturgeschichte in eine andere Richtung lenken wollten, als sie Karl Lamprecht sich vorgestellt hatte.

Sein Verhältnis zu Max Weber entwickelte sich in umgekehrter Richtung. Zuerst verstand man sich nicht miteinander. Weber hielt den bei seiner Berufung gerade 34-jährigen neuen Kollegen für „recht rührig, aber als Persönlichkeit noch ganz unentwickelt“. Als Honorarprofessor hatte er keinen Einfluss, hielt aber an seinem abschätzigen Urteil noch lange fest. Später – im Großen Krieg – kam noch der politische Dissens dazu. Während Weber seine anfängliche Begeisterung

bald aufgab und alle Annexionen vehement ablehnte, machte sich Hampe die offiziellen Durchhalteparolen zu eigen und vertrat in der belgischen Frage eine – wie er meinte – „mittlere Linie“, forderte also moderate territoriale Gewinne und den Status einer Schutzmacht für das Deutsche Reich. Webers kritische Einwände hielt er für „maßlose, lähmende Schwarzseherei“. Er selbst hätte das „Maulhalten“ bevorzugt. Immerhin musste man ihn als Belgienexperten ernst nehmen, und Weber diskutierte mit ihm. Am Ende musste Hampe zugeben, dass der Ältere recht hatte und er dessen Beispiel schon früher hätte folgen sollen. So gesehen, näherten sich die Standpunkte an, und nach dem schmachvollen Abgang der Hohenzollern konnte Hampe sich sogar mit den neuen Verhältnissen abfinden. Aus dem „Herzensmonarchisten“ wurde ein „Vernunftrepublikaner“. Als Weber mit einer privaten Feier von Heidelberg Abschied nahm, da gehörte auch Karl Hampe zu den geladenen Gästen. Zwar fand er immer noch Manches an Webers Entourage befremdlich, doch dessen Kenntnisse und Einsichten (vor allem was er aus Berlin und Versailles sowie von seiner Begegnung mit Erich Ludendorff berichten konnte) machten ihm Eindruck.

Ein engerer Kontakt kam nicht mehr zustande. Aber zu den Hinterbliebenen und den Verwaltern des Nachlasses (Marianne und Alfred Weber, Else Jaffé, auch Karl Jaspers nicht zu vergessen) entwickelte sich über die Jahre ein enges persönliches Verhältnis. Hampe hatte sich inzwischen mit seinen viel gelesenen Büchern zur mittelalterlichen Kaisergeschichte einen Namen gemacht und auch als Rektor der Universität Heidelberg Statur gewonnen. Wahrscheinlich war er in den 1920er Jahren der bekannteste deutsche Mediävist. Er hatte keinerlei politische Ambitionen, bekannte sich aber zur Republik und galt als verfassungstreuer Hochschullehrer. Die nationalsozialistische „Machtergreifung“ stellte ihn vor die Frage, ob und wie weit er sich an die neuen Verhältnisse anpassen sollte, um in Amt und Stellung bleiben zu können. Da er aber mit historischer Rassenforschung beim besten Willen nichts anfangen konnte, ließ er sich zum frühestmöglichen Zeitpunkt emeritieren. Aus der Universität zog er sich ganz zurück. Seine resolute Ehefrau Charlotte (Lotte) bestärkte ihn noch darin. Der Begriff der „inneren Emigration“ bietet sich an, zumal er selbst dazu riet. Das geräumige Haus am Werderplatz, das er sich und seiner vielköpfigen Familie noch kurz vor Ausbruch des Großen Krieges hatte erbauen lassen, hatte ihm, dem stillen Forscher, immer schon als Rückzugsort gedient. Nun wurde es ihm vollends zum Refugium, auch in politischer Hinsicht. Seine „halbjüdische“ Schwiegertochter fand dort ebenfalls Aufnahme und blieb bis zum Ende der nationalsozialistischen Herrschaft unbehelligt.

Nur noch einmal meldete sich Hampe vernehmlich zu Wort. Als nämlich Alfred Rosenberg und andere Vertreter eines völkischen Geschichtsbilds Karl den Großen als katholischen

„Sachsenschlächter“ diffamierten und statt seiner den „Sachsenherzog“ Widukind als Leitfigur favorisierten, da fühlte er sich in seiner professionellen Ehre angegriffen. Er beteiligte sich maßgeblich an einer Broschüre, deren erklärte Absicht es war, die Schwarmgeister und Ideologen in ihre Grenzen zu weisen und die mittelalterliche Geschichte vor Entstellungen und Verzerrungen zu bewahren. Es handelte sich um die einzige Stellungnahme einer repräsentativen Auswahl deutscher Historiker zum nationalsozialistischen Geschichtsbild. Hitler selbst gab ihr recht. Ansonsten führte Hampe das privilegierte Leben eines emeritierten Professors. Er kümmerte sich um das Fortkommen seiner Kinder, las viel und publizierte weiterhin in wissenschaftlichen Organen. Das politische Geschehen verfolgte er mit Sorge und Interesse. Dass Hitler zunächst Erfolg hatte, musste er zugeben. Regelmäßig besuchte er die „Geistertees“ bei Marianne Weber, wo sich alle diejenigen trafen, für die die nationalsozialistisch gewordene Universität Heidelberg keinen Platz mehr hatte. Als „der verhaltene Mann“ galt Karl Hampe in diesem Kreis.

Es hätte ein geruhsamer Lebensabend werden können. Doch an Heiligabend 1935 wurde Hampe mit seinem Fahrrad nahe dem Heidelberger Bismarckplatz in einen Verkehrsunfall verwickelt. Sein Freund Walter Goetz nannte daraufhin Autos und Motorräder die „geborenen Feinde“ des Radfahrers. Hampe musste sich im Krankenhaus behandeln lassen. Doch der Schaden schien nicht erheblich. Keine Zeitung berichtete über den Unfall. Nur die Feiertage waren verdorben. Hampe fühlte sich ramponiert, matt, zu nichts Rechtem zu gebrauchen. Anfang Januar stellte sich heraus, dass der rechte Daumen gebrochen war. Der Arzt setzte auf eine konservative Behandlung. Zwei Wochen später stellten sich Gleichgewichtsstörungen ein. Hampe stürzte im Badezimmer und musste danach viel liegen. Bei Besuchen sprach er wenig, Lähmungen behinderten die Artikulation. Selbst die Lektüre anspruchsvoller Bücher fiel ihm schwer. Mit viel Mühe schrieb er eine letzte Rezension.

Das alles wissen wir, weil Hampe seit Anfang 1933 wieder Tagebuch führte, um die sich überstürzenden Ereignisse in Politik und öffentlichem Leben aufzuschreiben. Nun dokumentierte er sein eigenes Sterben. Am Ende lief ihm auch das Schriftbild, seine zeitlebens akurate Handschrift, aus dem Ruder. Bei dem Autounfall hatte er einen Schlag auf die Schläfe erhalten. Wahrscheinlich war dadurch ein subdurales Hämatom entstanden, das durch venöse Blutungen irreparable Schäden verursachte, die schließlich den Tod des Patienten herbeiführten. In den letzten Tagen setzte seine Frau das Tagebuch fort. Auch hier sind letzte Worte überliefert, allerdings von eher banalem Charakter. Am 14. Februar 1936, nachts um 2.55 Uhr, starb Karl Hampe im Alter von 67 Jahren.

Der Leichnam wurde eingeäschert. Die Bestattung fand im Familien- und Freundeskreis statt. Die Witwe hatte sich jede „offizielle Beteiligung“ der Universität verboten. Vorausgegangen war eine schlichte Gedenkfeier im Haus. Alfred Weber hielt eine Rede. So eng war die Beziehung mittlerweile geworden. Else Jaffé kümmerte sich um Lotte – „tröstend und stark und so lieb und warm“. Der Kontakt zu Marianne Weber blieb dadurch erhalten, dass Hermann Hampe, der älteste Sohn, gelegentlich auch seine Mutter, die „Geistertees“ in der Villa Fallenstein besuchte. Der Tenor von Alfred Webers Ansprache war der gleiche wie in den – nicht wenigen, aber auch nicht allzu zahlreichen – Nachrufen: Man würdigte die bedeutenden, weit verbreiteten Werke und gedachte der stillen, uneitlen Persönlichkeit des Verstorbenen. „Ein Äußerste[s] an Zuverlässigkeit und Gediegenheit, an Abgewogenheit des Urteils, an umfassender Weite der Sicht und an Klarheit des Stils“, gleichzeitig „ein Mensch voller Güte, Besonnenheit und strenger Rechtlichkeit und Geradheit, der fern den vielfachen Händeln und Eitelkeiten der gelehrten Welt mit den Seinen sein Leben lebte“ – so heißt es in einem Kondolenzschreiben, das Lotte Hampe sehr gefiel. Nachrufe erschienen vor allem in den wissenschaftlichen Zeitschriften. Die Zunft beklagte in angemessener Form den Verlust. Aber auch die publizierte Öffentlichkeit nahm den Tod des bekannten Gelehrten zur Kenntnis.

Um das wissenschaftlich-publizistische Erbe stritten die Schüler. Wer es einrichten konnte, bekam ein Stück davon ab. Friedrich Baethgen, Hampes Lieblingsschüler und lange Jahre sein getreuer Eckart, brachte die „Deutsche Kaisergeschichte in der Zeit der Salier und Staufer“ mit eigenen Zutaten neu heraus, Gerd Tellenbach, Hampes letzter Habilitand, besorgte die 2. Auflage des „Hochmittelalters“, Hellmut Kämpf, einer der letzten Doktoranden, sicherte sich zunächst den „Konradin“ von 1894 und schließlich auch die „Herrschergestalten des deutschen Mittelalters“, die 1955 „durchgesehen“ und „erweitert“ erschienen. Auch wenn sie heftig miteinander konkurrierten und persönliche Gegensätze die Atmosphäre vergifteten, so sorgten doch alle drei dafür, dass die Werke ihres akademischen Lehrers über Jahrzehnte hinweg im Buchhandel präsent blieben. Die Witwe geriet mit Baethgen in Konflikt und glaubte ihren Mann von Tellenbach am besten verstanden. Aber sie konnte sich nur partiell durchsetzen. Erinnerungspolitik wie Marianne Weber hat sie nicht getrieben.

Davon zeugt auch der Grabstein (Abb. @). Hampes Asche wurde – wie die Max Webers – auf dem Heidelberger Bergfriedhof bestattet. Den Grabstein hatte sein Sohn Hermann entworfen und ein örtlicher Steinmetz aus einfachem rotem Sandstein angefertigt. Seine schlichte Gestaltung (nur Name, Geburts- und Todesjahr, kein Titel) bringt keinen Anspruch, sondern geradezu unprofessorale Bescheidenheit zum Ausdruck. Noch im Tod blieb Karl Hampe „der

verhaltene Mann“. Lotte Hampe starb 14 Jahre später, aber im gleichen Alter und wurde bei ihrem Mann bestattet. In einem späten Schreiben dankte sie für Freundschaft, das Glück ihrer Kinder und den seelischen Reichtum, den sie erfahren durfte. Zugleich warf sie einen zutiefst pessimistischen Blick in die Zukunft: „Diese europäische Welt wird nichts Gutes für unsere Nachfahren versprechen. Sie vergeht.“ Denn sie hatte erlebt, was ihrem Mann erspart geblieben war: Jahre des Krieges, des Terrors und der Not, eine Zeit der „Schwere und Bedrücktheit“. 1971 wurde der nunmehr gemeinsame Grabstein in den Heidelberger Stadtteil Neuenheim auf den dortigen Friedhof verbracht. Heute gibt er den über das schmale Areal verstreuten Gräbern von Familienangehörigen eine Mitte. Deren Pflege ist vom nahen Haus am Werderplatz aus möglich. Dem Familienmenschen Karl Hampe hätte das sicher gefallen.

Johannes Haller (1865-1947)

Johannes Haller, damals frisch berufener Professor in Marburg, nahm wie Karl Lamprecht, Karl Hampe und auch Max Weber am Heidelberger Historikertag von 1903 teil. Er hielt einen Vortrag, über den aber nicht diskutiert wurde. An den Debatten über Methodenfragen und Kulturstufen beteiligte er sich nicht. Zu Lamprecht und Hampe suchte er offenbar keinen näheren Kontakt. Denn von Lamprecht hielt er gar nichts, weder in persönlicher noch in wissenschaftlicher Hinsicht. Dessen „Deutsche Geschichte“ enthalte „fast so viel Irrtümer wie Sätze“. Dem Autor, einem „schwindelhaften Fatzke“, warf er Eitelkeit und fehlende Sachkenntnis vor. Die von „Lamprecht und Co.“ herausgegebene „Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“ hielt er für einen „Sammelkasten wiss[enschaftlicher] Nichtigkeiten“, die „als Lockspeise“ beigegebenen Monatsblätter für ein „Klatschblatt“. Einmal stellte er ernsthaft die Frage, ob man „diesen widerwärtigen Schwätzer ... nicht ein für allemal“ von den Historikertagen ausschließen könne. Schließlich sei man nicht dazu da, „einem journalistischen Zeilenschinder Material zu liefern“. Haller besaß ein ausgesprochenes Talent zur Polemik, die er regelmäßig über seine Mitmenschen, am liebsten über die Zunftgenossen, ausgoss.

Auch Karl Hampe blieb davon nicht ausgenommen. Schließlich konkurrierten sie im Winter 1902/3 miteinander um den Heidelberger Lehrstuhl. Haller wurde auf dem Berufungsvorschlag der Universität hinter Hampe an dritter Stelle genannt. Da er genügend Selbstbewusstsein besaß, um die Reihenfolge nicht einleuchtend zu finden, verfolgte er aufmerksam, wie sich der erfolgreiche Konkurrent in Heidelberg machte. Mit Genugtuung ließ er sich berichten, dass Hampe „als Redner und Seminarleiter“, also völlig versage. Er sei eben „das Wickelkind der Monumenta Germaniae Historica“, „noch zu klein und zu sanft“, für „ein großes Katheder“ nicht geeignet. Haller war als Student in Berlin zu Paul Scheffer-Boichorsts Seminar

nicht zugelassen worden und hatte folglich bei den Monumenta nicht reüssiert. Noch Jahre später hielt er fast alles, was Hampe publizierte, für „langweilig“ und „fad“. In Habitus, Arbeitsstil und Redeweise unterschieden sich beide fundamental voneinander und blieben zeitlebens Rivalen.

Ganz anders stand Haller zu Max Weber. Die beiden lernten sich kennen, als Weber sich in Rom von seiner psychischen Erkrankung zu erholen versuchte und Haller als zweiter Assistent am Preußischen Historischen Institut tätig war. Weber blühte förmlich auf, wenn er mit dem „sehr gescheute[n]“ Doktor wie „ein geölter Wasserfall über die schwierigsten Dinge“ diskutierte. Er verdankte ihm Manches. Gerne hätte er ihn an Hampes Stelle in Heidelberg gesehen. Doch da sich das nicht einrichten ließ, setzte er sich andernorts für ihn ein – auch dort freilich vergeblich. Seine Werke schätzte er sehr. Später gingen ihre Wege auseinander, vor allem weil sie verschiedene politische Standpunkte einnahmen. Brieflich gerieten sie einmal heftig aneinander. Haller hielt Weber seitdem für einen Alkoholiker und Psychopathen, von dessen Werken nichts Bestand haben werde. Wie so oft verstieg er sich zu apodiktischen und überspitzten Formulierungen, die ihrerseits nur für den Augenblick zählten. Hallers Grabstein auf dem Stadtfriedhof in Tübingen nennt die Stationen seiner akademischen Laufbahn. Nur zwei Jahre blieb er in Marburg. Schon seine Berufung, maßgeblich von Friedrich Althoff ohne Rücksicht auf die Fakultät betrieben, stand unter keinem guten Stern, und auf seinem eigentlichen Arbeitsgebiet, den Historischen Hilfswissenschaften, fühlte er sich allzu beengt. Die „Rolle des mehr oder weniger Überflüssigen“ schrieb er sich einmal zu. Nach einigen Anlaufschwierigkeiten wurde er bei den Studenten beliebt und glaubte sogar, mit der akademischen Lehre seinen Beruf gefunden zu haben. Wesentlich schlechter entwickelte sich sein Verhältnis zu den Kollegen. Es gab sowohl sachliche Differenzen als auch persönliche Verstimmungen, und schließlich votierte die Fakultät gegen seine Ernennung zum persönlichen Ordinarius. Das verzieh er ihr nicht. Im Rückblick meinte er, in Marburg endgültig die Ehrfurcht vor den deutschen Professoren ausgetrieben bekommen zu haben.

Doch auch in Gießen, wo Haller neun Jahre lang wirkte, wurde er seines Lebens nicht froh. Die Kollegen hielt er für Durchschnitt, den akademischen Nachwuchs für immer schwächer, die ganze Universität für eine Anfänger-, also Durchgangsstation. Die Teilnahme an Sitzungen („Mappe unterm Arm und dergleichen“) betrachtete er als „Opfer“ und Verleugnung seiner selbst. Er lebte in der „akademischen Provinz“, richtete sich, so gut es ging, in ihr ein, glaubte aber, den von ihm diagnostizierten und mit eher fragwürdigen Erklärungen begründeten Niedergang der deutschen Universität tagtäglich und als Augenzeuge zu erleben. Am Ende empfand er seinen Abgang als „Befreiung“, ein „häßliche[s] Finale“ (seine Nachfolge

betreffend?) erleichterte ihm diesen. In Tübingen wurde er mit weit geöffneten Armen empfangen. Angeblich sollte er die Spur seines Vorgängers Walter Goetz tilgen. Aber ein Mitglied des Historischen Seminars erinnerte sich später, wie kühl Haller bei der Begrüßung reagierte. In der Folge erwies er sich als der schwierige Charakter, als der er schon im Berufungsverfahren avisiert worden war, ein „unverträglicher Mensch“, wie er sich selbst einmal nannte. Er ging keinem Streit aus dem Weg, reagierte scharf und polemisch, wenn er es für angebracht hielt, und hatte sich am Ende seiner 19-jährigen Tätigkeit in Tübingen mit einem Großteil der Professorenschaft überworfen. Als er um seine Emeritierung einkam, begründete er den Antrag mit gesundheitlichen Beschwerden, doch die eigentliche Ursache lag in den unablässigen Konflikten mit den Kollegen.

Mit anderen Worten: Johannes Haller war nirgends leicht zufriedenzustellen. Schon als junger Gelehrter hatte er allenthalben für Unmut gesorgt. Man hielt ihn für einen „Krakehler“. Selbst jemand wie Max Weber, der ihm wohlwollte, konnte nicht umhin, ihm das Etikett „kratzbürstig“ anzuhängen. Kollegen „eines aufs Dach“ zu geben, machte ihm zeitlebens Spaß. Wegen seiner spitzen Feder wurde er von vielen gefürchtet, von manchen gehasst. Er selbst wusste, dass er zum „Einspännertum“ neigte, und sah sich als geduldeten Außenseiter in seinem Fach. Mit anderen zusammenzuarbeiten, ging ihm gegen seine Natur. Er unterhielt keine Fachkorrespondenz und gehörte dem Historikerverband nicht an. Spöttisch sprach er von anderen Ordinarien als „Göttern“. Als eine „jämmerliche Gesellschaft von Stellenjägern und Komödianten und Pedanten“ erschien ihm die „akademische Menagerie“. Noch als Emeritus floss es ihm in die Feder: „Wie wenig habe ich doch mit diesen Kreisen gemein!“ Seine Vorlesungen galten in Tübingen als „Erlebnis“ – „mit einer ungeheuren Anschauungskraft“ habe er, „der verehrte und auch etwas gefürchtete Meister“, die Hörer in seinen Bann geschlagen. Seine Bücher verkauften sich glänzend. Doch in der Universität wie in der Zunft blieb er eine Erscheinung am Rand.

Als Haller nach Tübingen wechselte, glaubte er, dort seine letzte Ruhestätte finden zu können. Es sah lange Zeit nicht danach aus. Denn nach der Emeritierung verbrachte er mehrere Jahre in Stuttgart. „Um die Vergangenheit endgültig loszuwerden“, sei er dorthin gezogen. Erst als er gegen Kriegsende mit seiner Familie ausgebombt wurde, kehrte er in die kleine, weniger gefährdete Universitätsstadt zurück, wo er seine letzten Lebensjahre verbrachte. Haller war nie ganz gesund, kränkelte häufig (ein „Krepieler“, wie ein zartfühlender Onkel das Kind einmal nannte), und am Ende kam zu den körperlichen ein seelisches Leiden hinzu: Er musste den Untergang seiner Welt mitansehen. Immerhin erreichte er ein Alter von 82 Jahren und konnte im September 1946 wachen Sinns seine Erinnerungen abschließen, in denen er die eigene

Biographie in der Geschichte der Deutschen als der „Tragödie eines Helden“ sich spiegeln ließ. Er selbst sei Zeuge einer folgerichtigen Entwicklung gewesen. Er zählte sich zu den letzten Epigonen einer versunkenen Zeit. Auf seinen Grabstein könne man setzen: *Litteris vixit et patriae – frustra vixit.*

An Heiligabend 1947 starb Johannes Haller nach einem sich über Wochen hinziehenden Aufenthalt im Krankenhaus. Eine Herzattacke hatte die Krise eingeleitet, eine Operation keine Linderung verschafft. Am Ende kam der „Tod als Erlöser von körperlicher Qual“. Von den Nachrufen stammten die wichtigsten von Hallers „Schülern“ (ein Begriff, den er eng gefasst sehen wollte). Immerhin hatte er es fertiggebracht, einem von ihnen, Heinrich Dannenbauer, seinen Tübinger Lehrstuhl zu vererben, und einen zweiten, Fritz Ernst, in Heidelberg unterzubringen, dort also, wo sein früherer Rivale und habitueller Antipode, Karl Hampe, lange gewirkt hatte. Ernst war ihm dafür dauerhaft dankbar. In Heidelberg, nicht in Tübingen, gab es denn auch eine akademische Trauerfeier, die des Verstorbenen gedachte. Fritz Ernst brachte dessen Leben auf die beredte Formel, er sei ein „*vir sui generis*“ gewesen.

Eigentlich hatte Haller keine kirchliche Feier für sein Begräbnis gewünscht, „keinesfalls viel Aufsehen oder Lobhudelei“. Obwohl aus einem protestantischen Pfarrhaus stammend, hatte er sich über die Jahre von der Kirche als Institution entfernt. Doch die Töchter bestanden auf einer solchen Zeremonie, und der Vater konnte ihnen nur die musikalische Gestaltung abhandeln: Johannes Brahms, Vier ernste Gesänge op. 121, Lieder von Trauer und Trost, mit denen „der große Hannes“ sich selbst „ein ergreifendes Totenlied“ gesungen hatte. Haller stand das sicher vor Augen, als er sich auf den „Handel“ einließ. Auf die Wünsche der Familie dürften auch die Kreuzesform des Grabsteins und wohl ebenso die Grabinschrift zurückgehen (Abb. @). Diese fiel nämlich äußerst ungewöhnlich, fast auftrumpfend aus. Dass alle Stationen einer professoralen Laufbahn aufgezählt werden, kommt sehr selten (wenn sonst überhaupt) vor. Offenbar herrschte in der Familie der Eindruck vor, Hallers wissenschaftliche Leistungen würden in Tübingen und auch sonst zu wenig gewürdigt. Schon 1929 hatte seine Frau ihren Unmut zum Ausdruck gebracht. Er selbst erklärte ihr, dass er die Rolle des „verkannten Genies“ nicht auszufüllen gedenke. Die des Außenseiters sei ihm gemäß. Mit dem Erreichten gebe er sich zufrieden: „Ob ich größere Kreise wirklich hätte ausfüllen können, weiß ich ja garnicht, und an Anerkennung habe ich mehr empfangen, als ich verdiene“. Ein „höheres Katheder“ als das in Tübingen sei nie infrage gekommen. Immerhin musste er zugeben, dass ihm vieles versagt blieb, worauf er „glaubte ein Recht zu haben“. Erst posthum, mit der Aufstellung eines auftrumpfenden Grabsteins, verschaffte sich der „gekränkte Ehrgeiz“ in der Familie Geltung.

Später erzählte man sich in Tübingen, der Grabstein trage die Inschrift: „Mitglied keiner Akademie“. Schon in einem der Nachrufe wurde die Frage gestellt: „Warum gehörte er keiner Akademie an?“ Die Antwort lautete: „Weil er selbstsicher und zu herb war“, als Person distanziert und in den Debatten polemisch. Damit macht man sich keine Freunde, schon gar nicht in Akademien. Haller war auch nicht der Letzte, der dafür gestraft wurde. Auch Hans-Ulrich Wehler war „kein Mitglied einer [deutschen] Akademie“. Die Regeln der akademischen Kooptation gelten grundsätzlich, also bis heute. Der angebliche Wortlaut der Grabschrift war nur ein Oudit, das leicht hätte widerlegt werden können. Aber es traf die Sache im Kern – *se non è vero, è ben trovato*.

Carl Erdmann (1898-1945)

Carl Erdmann wurde nie auf einen Lehrstuhl berufen. Mit dem Professorentitel konnte er sich nicht schmücken. Sein Grab kann man folglich nicht als Professorengrab, wohl aber als das Grab eines durch die Zeitumstände verhinderten Professors bezeichnen. Sein Scheitern hatte nichts mit der Qualität seiner Forschung zu tun. Bis auf den heutigen Tag haben seine Schriften ihren Wert. Seinerzeit setzte man große Erwartungen auf ihn. Bei mehreren Berufungsverfahren an verschiedenen Universitäten war sein Name im Spiel. Es hieß, in seiner Alterskohorte sei er „am dransten“. Dass er trotzdem nicht reüssierte, lag an seiner kompromisslosen Ablehnung der nationalsozialistischen Ideologie. Dafür setzte er seine Karriere aufs Spiel, und am Ende zahlte er mit seinem Leben.

Carl Erdmann stammte aus Dorpat, war also Deutschbalte wie Johannes Haller. Man sagte ihm auch die gleiche Spitzfindigkeit und Arroganz nach. Doch das trifft nur mit vielen Einschränkungen zu. Der Polemik, wie Haller sie pflegte, enthielt er sich meistens. Immerhin verfügte er über eine ähnliche Weite des Horizonts, bedingt durch persönliche Weichenstellungen nach dem Ende des Großen Kriegs. Über Würzburg, Lissabon und Rom gelangte er – maßgeblich gefördert durch Paul Fridolin Kehr – schließlich nach Berlin, wo er sich 1932 habilitierte. Nicht nur seine Habilitationsschrift über „Die Entstehung des Kreuzzugsgedankens“, mehrfach neu aufgelegt, Jahrzehnte nach ihrem ersten Erscheinen ins Englische übersetzt und bis heute ein Grundlagenwerk der Kreuzzugsforschung, sondern auch seine „gediegene Persönlichkeit“ machten dort Eindruck. Doch nach 1933, nach der sogenannten Machtergreifung, geriet er zunehmend unter Druck.

Zuerst wurde ihm ein vergüteter Lehrauftrag entzogen, dann seine *Venia legendi* für „ruhend“ erklärt (was er zu Recht als Unding ansah). An eine Berufung war nicht mehr zu denken. Anhand der Akten lässt sich das Geschehen hinter den Kulissen rekonstruieren, Gegner

und Profiteure können benannt werden. Erdmann machte es ihnen einfach, indem er auf seinem Standpunkt beharrte und auch in Gesprächen mit den Mächtigen und Einflussreichen kein Blatt vor den Mund nahm. In der Folge musste er sich mit einer befristeten Mitarbeiterstelle bei den Monumenta Germaniae Historica sowie einem Lehrauftrag an der Archivschule in Berlin-Dahlem begnügen und als Junggeselle in bescheidenen Lebensverhältnissen zurechtkommen. Er führte ein Leben in einer Nische des Wissenschaftsbetriebs, meldete sich aber zweimal höchst kritisch zu Wort.

Erstens gab er den Anstoß zu „Karl der Große oder Charlemagne“, jener gemeinsamen Stellungnahme von acht „deutschen Geschichtsforschern“ zum nationalsozialistischen Geschichtsbild, an der Karl Hampe maßgeblich mitwirkte. Außerdem waren daran so illustre Professoren wie Hermann Aubin, Hans Naumann, Friedrich Baethgen und Albert Brackmann beteiligt. Doch der Ideengeber und Spiritus rector, die Seele des Ganzen, war Carl Erdmann. „Sie können sich denken, daß ich ... für kaum etwas anderes mehr lebe“, schrieb er an seinen besten Freund Gerd Tellenbach, habilitiert bei Karl Hampe. Das Büchlein hat ihm „glücklicherweise“ auch etwas Geld eingebracht. Zweitens identifizierte er einen Skelettfund in Quedlinburg als die Überreste eines Bischofs und konterkarierte damit die Bemühungen der SS, dort eine Weihestätte für Heinrich I. (als dessen Reinkarnation sich Heinrich Himmler verstand) einzurichten. Auch damit machte er sich keine Freunde.

Ansonsten lebte und arbeitete Carl Erdmann in einer Nische abseits der öffentlichen Wahrnehmung, und die Werke, die er dort verfasste (Editionen hochmittelalterlicher Texte, Studien zur Briefliteratur des 11. Jahrhunderts, Forschungen zur politischen Ideengeschichte des frühen Mittelalters sowie zur ottonischen Geschichte) berührten politische Fragen nur noch marginal. Er war Mediävist, Monumentist, ein Gelehrter. Mit Karl Hampe verband ihn die Liebe zur zurückgezogenen, wissenschaftlichen Arbeit. Einmal trafen sie sich persönlich, und Hampes letzte Rezension, auf dem Krankenbett verfasst, galt der Habilitationsschrift von Erdmann. Wenig später schrieb Erdmann der Witwe ein sehr persönliches Kondolenzschreiben: „Ich kann sagen, daß aus der gesamten mir bekannt gewordenen Historikerschaft keiner mir rein menschlich so imponiert hat wie er. Ich glaube, daß ihm seine mutige Haltung ebenso unvergessen bleiben wird wie sein wissenschaftlicher Name.“ Johannes Haller dagegen stand in einer anderen Tradition. Mit ihm verband Erdmann gar nichts. Gerne hätte er ihn bei „Karl der Große oder Charlemagne“ dabei gehabt, was aber am Widerstand der anderen Autoren scheiterte. Doch grundsätzlich hielt er Haller für intrigant und boshaft, auch und gerade, wenn es um die Besetzung von Lehrstühlen ging. Einmal kam es zu einer literarischen Fehde, ein andermal zu einem Geplänkel der Schulen.

Erdmanns Vorgesetzte Wilhelm Engel und Edmund E. Stengel konnten mit ihrem eigensinnigen Untergebenen wenig anfangen. Doch man ließ ihn gewähren. Das änderte sich, als Theodor Mayer, überzeugter Nationalsozialist und Mitglied der NSDAP seit 1937, das Amt des Präsidenten der Monumenta Germaniae Historica übernahm. Zwar profitierte auch er von seinem tüchtigen, wissenschaftlich unanfechtbaren Mitarbeiter. Mayer war viel unterwegs, und Erdmann organisierte den täglichen Betrieb im Reichsinstitut. Den Chef hielt er mit häufigen Briefen auf dem Laufenden. Doch Mayer hielt ihn für einen „absolut zersetzenden Geist“, im Jahr 1943 ein antisemitisch kontaminiertes, vernichtendes Urteil. Als dann die Verlängerung der uk-Stellung anstand, spielte der Präsident nicht mit. Erdmann wurde also am 30. September 1943, im Alter von 45 Jahren, zur Wehrmacht eingezogen. Das war für ihn eine demütigende und gleichzeitig neuartige, also nicht uninteressante Erfahrung. Gegen das „Geschimpfe“ auf dem Exerzierplatz entwickelte er ein „genügend dickes Fell“, und auf seine körperlichen Mängel wurde Rücksicht genommen. Ab und an hielt er Vorträge zu historischen Themen. Man nannte ihn den „Gelehrten“, und das war keineswegs freundlich gemeint.

Auf die Grundausbildung in Ostpreußen und die weitere in Berlin folgten eine Stationierung in Straßburg und schließlich der Fronteinsatz im Partisanenkrieg auf dem Balkan. Merkwürdige Erfahrungen wurden ihm dadurch ermöglicht: nächtliche Überfälle, überstürzte Rückzüge und abenteuerliche Fahrten bei Eis und Schnee über hohe Pässe, Anerkennung durch die Kameraden und ein geradezu beglückender Aufenthalt am Ohrid-See, wo er sich „wie ein Vergnügungsreisender“ vorkam und sich deshalb zum Verehrer des heiligen Clemens von Velitza erklärte, eines Bischofs, der im frühen 10. Jahrhundert bei Mazedonen und Bulgaren gewirkt hatte. Doch Berlin, die Monumenta Germaniae Historica und die mittelalterlichen Studien – das alles trat immer weiter zurück. Erdmann glaubte auch nicht, noch einmal in die Heimat zurückkehren zu können. Trost spendete ihm das Beispiel der antiken Autoren, die gezeigt hätten, wie man als Philosoph und Humanist sterben müsse. Und Trost spendete ihm auch die Erinnerung an die wissenschaftliche Arbeit und deren Ergebnis: „Da das Schicksal mir die Möglichkeit zu Leistungen gegeben hat, auf die ich mit Befriedigung zurückschauen darf, habe ich gegen dieses Ende nichts einzuwenden.“

Fast wäre es Erdmann gelungen, sich über Bosnien und Kroatien nach Deutschland durchzuschlagen. Doch Ende Januar 1945 wurde er krank: er hatte Fieber und geschwollene, gerötete Unterschenkel; wenn die Schwellung zurückging, verblieben große, rote Flecken. Eine erste ärztliche Diagnose stellte sich als falsch heraus, die zweite desgleichen. Ein Lazarettarzt verschrieb ihm – wenige Wochen vor Kriegsende! – eine Kur, was Erdmann ihm ausreden konnte. Er hielt die ganze Sache für eine „Kleinigkeit“ und kam schließlich nach Zagreb. Ein

letztes Schreiben mit der Feldpost datiert vom 27. Februar 1945. Eine Woche später war Erdmann tot. Sehr wahrscheinlich starb er an Fleckfieber, unter den Bedingungen von Krieg und Zusammenbruch keine ungewöhnliche Todesursache. Erdmann wurde in einem Sammelgrab auf dem Friedhof Mirogoj in Zagreb beigesetzt (Abb. @). Sein Nachname steht – alphabetisch korrekt – zwischen Engel und Esser. Der Vorname wurde falsch geschrieben – mit K statt mit C. Kein Schmuck, keine Würdigung, keine nähere Information – eine schlichte Steinplatte listet auf, welche Soldaten „in diesem Gräberfeld ruhen“. Sie ist ein Zeugnis des Untergangs und der Vernichtung, die unterschiedslos alle betrifft.

Auch Erdmanns Familie hatte keine Möglichkeit, den Toten durch ein eigenes Grabmal zu ehren. Erst 2016 wurde wenigstens die falsche Schreibung durch ein zusätzliches Namensschild korrigiert. Was dauerhaft blieb, war das wissenschaftliche Werk. Erdmann hatte Tellenbach gebeten, seine letzten Arbeiten nach dem Krieg und nach seinem zu erwartenden Ende als Buch zu publizieren. Die Bitte wurde durch die Monumenta Germaniae Historica und deren neuen Präsidenten Friedrich Baethgen erfüllt. „Ottonische Studien“ folgten später nach. „Die Entstehung des Kreuzzugsgedankens“ führte ohnehin ihr eigenes Leben. Durch die posthume Publikation seiner nachgelassenen Werke wurde der Rang des Verfassers als Forscher und Gelehrter sichtbar gemacht. Dass sich keine eigene Grabstätte damit in Zusammenhang bringen lässt, spiegelt den durch die Zeitumstände erzwungenen Abbruch einer wissenschaftlichen Laufbahn wider und macht den besonderen Charakter von Erdmanns Biographie aus.

Ein Fazit

Fünf Tote, fünf Grabmäler: Hinter jedem verbirgt sich ein Leben in der Wissenschaft vor dem Hintergrund der deutschen Geschichte. Der eine verstarb in den Anfängen der nationalsozialistischen Diktatur (Karl Hampe), der andere überlebte sie um ein paar Jahre (Johannes Haller). Carl Erdmann ließ im Zweiten Weltkrieg sein Leben, Karl Lamprecht und Max Weber kann man als Opfer des Ersten betrachten. Beruflichen Erfolg hatten sie alle. Doch die persönliche Bilanz fiel höchst unterschiedlich aus. Lamprecht beharrte auf der Richtigkeit seines so heftig bestrittenen Standpunkts, Weber und Haller mussten sich sagen lassen, etwas verpasst zu haben, Hampe resignierte „verhalten“, Erdmann nahm mit stoischem Gleichmut sein Schicksal hin. Auch davon berichten die Grabsteine. Doch sie tun das nicht offen, sondern in Form von Andeutungen und Abkürzungen. Man muss sie zum Sprechen bringen und dazu die Geschichten erzählen, die auf sie hinführen. Dadurch erhalten sie Bedeutung. Denn sie gehören zu den letzten Äußerungen, die jemand von sich gibt, oder zu den ersten, die über

jemanden gemacht werden. Es sind exponierte biographische Zeugnisse, die verschiedenartige Lebenswege auf den Punkt bringen. Wie weit das Spektrum reichen kann, zeigen die hier behandelten Grabmäler: ein Monument der Siegesgewissheit (Karl Lamprecht), ein Denkmal der Gattenliebe (Max Weber), ein Zeugnis des Rückzugs (Karl Hampe), ein Abbild gekränkter Familienehre (Johannes Haller), ein Sinnbild des Untergangs (Carl Erdmann). Die beiden ersten wurden als Denkmäler gestaltet und bringen einen Anspruch zum Ausdruck. Dass Universitätsprofessoren als Vertreter der bildungsbürgerlichen Elite für besonders „denkmalwürdig“ gehalten wurden, geht auch aus ihnen hervor. Ihr hohes, im Kaiserreich kaum bestrittenes Sozialprestige wird in den Monumenten sichtbar. Die drei späteren dagegen trugen einer Demokratisierung der Grabkultur Rechnung, wie sie sich mit der Industrialisierung der Grabsteinfertigung einerseits, den sozialen Veränderungen nach 1918 andererseits einstellte. Die Zahl der Beispiele ließe sich problemlos vermehren. Sprechende Grabmäler gibt es zu jeder Zeit, in jeder Region, aus jeder Berufsgruppe oder Fachrichtung. Doch manche bleiben ein Rätsel. Um bei den Professorengräbern zu bleiben:

- Was soll man davon halten, wenn ein lautes Leben wie das Heinrich von Treitschkes in der Demut eines Schriftzitats (Jak 1,13) erstirbt?
- Was bedeutet es, wenn wie im Fall Friedrich Gundolfs nur der Familienname (oder nur der Vorname) und sonst kaum etwas auf einem Grabstein steht? Gibt es eine Traditionslinie von Goethe und Schiller zu (August) Bungert, (Gustav) Stresemann, (Oswald) Spengler, Marlene (Dietrich)? Gibt es einen posthumen Anspruch auf Kenntlichkeit bei möglichst unvollständiger Nennung des Namens?
- Wie schlicht oder wie anspruchsvoll ist die Bezeichnung „Philosoph“ auf Hans-Georg Gadamer's Grabstein in Heidelberg-Ziegelhausen? Und wie bescheiden ist es, ganz auf ein Grab zu verzichten, wie das Ernst Kantorowicz tat, als er, „der Einsam-Stolze“, seine Asche in die Karibik streuen ließ?
- Wie ernst war Paul Fridolin Kehrs „allerletzter Wunsch ... nach einem stillen Plätzchen bei der Cestiuspyramide“ in Rom (also auf dem Campo Santo Teutonico) gemeint und wie sehr unterschied sich die Realität – eine schlichte Grablege in Hundshaupten bei Forchheim – davon?
- Warum zeigt Ludwig Quiddes Grab in Genf nur die ersten beiden von Papst Gregors VII. letzten Worten: „Amavi iustitiam“ („Ich habe die Gerechtigkeit geliebt“) und nicht deren entscheidende und allein passende Fortsetzung: „... propterea morior in exilio“ („... darum sterbe ich in der Verbannung“)?

- Kann man die genaue Lage von Gräbern (etwa Golo Manns Distanz zu den Eltern noch auf dem Friedhof in Kilchberg und ähnlich Roland Hampes in Heidelberg-Neuenheim) biographisch bewerten?
- Hätte man Gerhard Seeliger nicht einen weniger banalen Spruch als „per aspera ad astra“ auf den Grabstein in Leipzig setzen können? Oder wollte man gar auf die Streitigkeiten mit Karl Lamprecht anspielen?
- Sollte Carl Schmitts Grabinschrift ΚΑὶ ΝÓΜΟΝ ÉΓΝÕ („Und er erkannte das Gesetz“) nur auf einer ihn umtreibenden Konjektur zur Odyssee insistieren oder sollte sie nicht viel mehr – so wie die Stilisierung des Plettenberger Wohnhauses als San Casciano, nun aber posthum – ein gescheitertes Leben verklären: „Besiegter wie Thukydides, Polybius, Tacitus, Otto von Freising, Machiavelli und Tocqueville“?
- Und schließlich die Kardinalfrage: Ging das alles jeweils von den Hinterbliebenen aus, der Witwe vor allem? Oder hatte der Sterbende selbst noch darauf Einfluss nehmen können? Das Beispiel Max Webers weist in die eine, das Karl Lamprechts in die andere Richtung.

Fragen wie diese werden sich nur dann beantworten lassen, wenn all jene Zeugnisse herangezogen werden, die die jeweils letzte Lebensphase beleuchten: späte Briefe, Tagebücher, Kondolenzschreiben, Nachrufe, Erinnerungen u. ä. m. Damit ist viel Aufwand verbunden. Doch die Mühe lohnt sich. Denn in jedem Fall gilt: Wie der Tod zum Leben so gehört der Grabstein zur Biographie. – *Die Diskussion wurde nicht aufgezeichnet-*